

Zwei Triumphe deutscher Meisterschaft.

I. Sebastian Bach und Marquand.

Die hervorragendsten Mitglieder der königlichen Kapelle zu Dresden saßen im Oktober des Jahres 1717 in dem kleinen Extrazimmer der Neubert'schen Gastwirthschaft und steckten die Köpfe zusammen. Aus ihrer Erregung, ihrem geheimnißvollen Flüstern und lebhaften Gestikuliren schien hervorzugehen, daß es sich um etwas sehr Wichtiges, für ihre Stellung, ihre Interessen Bedeutsames handle.

Namentlich zeigte sich diese innere Bewegung besonders ausgeprägt an dem Dirigenten der Kapelle, Konzertmeister Jean Baptiste Boulmier, oder richtiger Woulmyer, denn er war ein geborener Blämlinger, der früher bereits das Amt eines königlichen Konzertmeisters in Berlin bekleidet hatte.

„Ich sollte meinen, wir wären nun lange genug die Affen des französischen Modegeschmacks gewesen,“ polsterte er etwas derbe Posannist Tober. „Unsere Sprache, unsere Sitten, unser Hausrath, unsere Kleidung wird uns von Paris diktiert; nun wollen sie uns auch noch die Kunst auf Französisch verpfuschen.“

„Wacht, nicht so laut,“ beschwichtigte der baumlange, magere Flötist Rheinsberger; „Du kommst in üble Unangelegenheiten kommen, Eduard. Se. Majestät verstehen in solchen Dingen keinen Scherz, und Spione giebt's überall an den Thüren, die sich gern durch Ohrenbläserei beliebt machen.“

„Ich hab's, ich hab's!“ rief plötzlich Düring, der Meister auf der Viola da Gamba, ein kleines, pfliffig ansiehendes Männchen mit einem respektvollen Höcker; „und ich muß Dir darin opponiren, Luz, wenn Du behauptest, daß man hier am Hofe keinen Spaß verstehe, wenn nur der Spaß geistreich ist. Herr Konzertmeister, wie wäre es, wenn Ihr Curen weimari'schen Kollegen Bach kommen ließe? Das wäre der Einzige, der den aufgeblasenen Franzmann aufs Trockene zu setzen vermöchte.“

Boulmier fuhr wie elektrisirt von seinem Sessel in die Höhe, und seine bis dahin düsteren Gesichtszüge verklärten sich.

„Das ist der Richtige,“ jubelte er, sich die Hände reibend. „Johann Sebastian Bach, der größte Klavier- und Orgelspieler in diesem ganzen deutschen Lande, wird uns helfen, den Eindringling zu bekämpfen. Ich will gleich an ihn schreiben; er wird uns nicht im Stich lassen.“

Woulmyer nahm seinen Hut und rannte davon. —

Die Veranlassung der Aufregung der Herren Kapellmeister war nämlich folgende: Kurz nach der Rückkehr August's des Starken, Königs von Polen, aus dem Kriege gegen Karl XII. von Schweden, als der Dresdner Hof sich in seinem vollen, für Sachsen so überaus kostspieligen Glanze wieder zu entfalten begann, erschien in Dresden Jean Louis Marchand, welcher als der größte Orgel- und Klavierspieler der Welt bezeichnet wurde. Als königlicher Hoforganist zu Versailles, als Inhaber der glänzendsten Organistenstelle von Paris und als Klavierlehrer für die höchsten Stundengelder (pro Stunde 1 Louisdor) war seine Eitelkeit so grenzenlos geworden und er hatte sich sogar gegen seinen königlichen Herrn mehrfach so frech benommen, daß er aus Frankreich fortgejagt wurde.

Er unternahm nun weite Kunstreisen, ließ sich überall in Hof- und Kunstkreisen hören und schien wirklich sowohl in Frankreich als in Italien und der Schweiz Beweise dafür geliefert zu haben, daß ihn kein anderer Virtuose erreichen könne.

Er erschien auch in Dresden, wußte sich durch sein glattes Wesen und durch den Umstand, daß er aus Paris kam, beim Feldmarschall und Staatsminister Grafen Flemming einzuschmeicheln und durfte sich vor dem glänzendsten Fürstenhofs damaliger Zeit hören lassen. König August, der sich, trotz seines Unglücks als Polenbeherrscher, nicht allein für den größten Helden, sondern auch für den gewiegtesten Kunstkenner hielt, erklärte das Klavierspiel des neuen Ankömmlings für bewundernswürdig und ließ ihm alsbald eine Anstellung als Kapellmeister und Hofvirtuose mit dreitausend Thalern Gehalt anbieten.

Alle andern Künstler der Musik traten gegen den neuen Stern in tiefen Schatten. Ueber diese Zurücksetzung erbittert, schrieb der Konzertmeister Woulmyer an Johann Sebastian Bach, welcher am herzoglichen Hofe zu Weimar als Organist und Kammermusikus angestellt war.

Woulmyer setzte bestimmt voraus, daß Bach dem hochmüthigen Franzosen Marchand in jeder Beziehung weit überlegen sei. Er schrieb ihm den Sachverhalt und lud ihn so dringend ein, daß Bach mit Freunden die Gelegenheit ergriff, der deutschen Kunst über die französische einen Sieg zu verschaffen. Er bat das herzogliche Hofmarschallamt um Urlaub und machte sich sogleich auf die weite und anstrengende Reise nach Dresden.

Als er daselbst eintraf, theilte der Konzertmeister, ohne im geringsten einen Nebengedanken merken zu lassen, dem Grafen Flemming die Ankunft Bach's mit und gab zu verstehen, daß es Se. Majestät wol interessieren werde, den deutschen Meister neben dem französischen zu hören.

Graf Flemming erkannte sofort, daß es sehr zur Unterhaltung des Hofes dienen werde, die beiden Musiker neben einander im Wettkampfe vorzuführen. Johann Sebastian Bach erhielt demgemäß eine Einladung zu dem Hofkonzerte, in welchem Marchand sich hören lassen wollte. Der anmaßende Franzose, der von einem Bach so gut wie nichts wußte, kümmerte sich nicht um den schlichten Mann, der da neben seinem Siege am Klavier stand und jede seiner Fingerbewegungen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Daß Marchand ein sauberer und eleganter Klavierspieler war, erkannte Johann Sebastian Bach sofort; er fand aber auch, daß dem Spiele des Franzosen die tiefe Seele und packende Gewalt fehlte, daß es, nach einem Bach'schen Ausdrucke, „gewöhnliches *Vinum Varum*“ war.

Marchand, der ein kleines französisches Lied variirte, folgte dabei ganz der Manier François Couperin's, dessen Klaviersachen Bach zwar wegen ihres leichten und gefälligen Stils längst schätzte, der aber doch in seinen Augen den pomphaften Namen „le grand“, welchen ihm seine Landsleute beigelegt hatten, keinesweges verdiente. Marchand spielte nett und feurig und machte eine Menge virtuoser Kapriolen auf dem prachtvollen Instrumente. Als er geendet hatte, überschütteten ihn die gefälligen Hofleute, nach dem Beispiele ihres hohen Herrn, dem sie das geringste Kläuspern abguckten, mit ihrem Beifall.

Nun aber kam die Reihe an den deutschen Meister. Bach setzte sich ans Instrument, und der Franzose maß ihn geringschätzig vom Kopf bis zu den Füßen. Bach präladirte, wie nur er es konnte. Der Franzose verzog das Gesicht, als ob er Wermuth geschluckt hätte, und öffnete die Augen weit, weit, und immer mehr ward er betroffen, als Bach zu seinem Thema, welches er gänzlich erschöpft zu haben sich einbildete, noch zwölf neue, unvergleichliche Variationen hinzuphantasirte. Der ganze Hof brach unwillkürlich in bewundernde Aufe aus und zollte dem deutschen Meister weit lebhafteren Beifall, als vorher dem Franzosen.

Bach verließ innerlich befriedigt das Konzert, Woulmyer drückte ihm glücklich die Hand, ließ ihn jedoch so leichten Kaufs noch nicht los. Marchand sollte erst vollständig vernichtet werden.

Auf Woulmyer's Antrieb sandte Bach am andern Morgen dem Franzosen eine sehr höfliche Einladung zu einem förmlichen musikalischen Duell. „Geben Sie mir, mein Herr,“ schrieb er ihm in französischer Sprache, „ganz nach Ihrem Gusto und Belieben Themen zur freien Behandlung auf dem Klavier, und Sie sollen berechtigt sein, dieselben Grundlagen in Phantasien auszuführen, so viel Sie wollen.“

Der Dresdener Herr Konzertmeister war klug genug gewesen, diese

Herausforderung nicht etwa privatim und in aller Stille an den Pariser Virtuosen zu befördern, sondern durch die Vermittlung keines Geringeren als des damals in Sachsen allmächtigen Grafen Flemming selbst.

Es war gar nicht anders möglich — der Franzose mußte, wohl oder übel, den Wettkampf annehmen, und der ganze Hof rüstete sich für den Abend desselben Tages zu einem in seiner Art einzigen Schauspiel, welches in dem prunkvollen Hause des Herrn Staatsministers mit allen Effekten festlicher Umkleidung vor sich gehen sollte. Der König hatte sein lebhaftes Interesse bekundet und sein Erscheinen zugesagt.

Es versammelte sich eine höchst glänzende Gesellschaft, geziert durch einen Kranz vornehmer Damen, welche die kostbarsten Gewänder angelegt hatten und durch den Reichthum ihrer Diamanten die verschwenderischste Kerzenbeleuchtung überstrahlten.

Johann Sebastian Bach war zur bestimmten Stunde erschienen, begab sich zuvörderst zum Instrument und besichtigte es, wie vor einem Waffenkampfe die Duellwaffen sorgfältig geprüft werden. Dann harrete er gelassen der Dinge, die da kommen sollten. Bach stand damals in der ersten Hälfte der Mannesjahre, er zählte zweiunddreißig, und er hatte sich am Hofe zu Weimar auf der „Glätte des Parquets“ bereits geübt. Was ihm sonst an höflichem Wesen etwa abgehen mochte, um sich unter so viel Kriechern, Schmeichlern und Heuchlern, wie sie der verdorbene Hof eines August des Starken darbot, zurechtzufinden, das ersetzte ihm reichlich die ruhige, stolze Zuversicht des Genius und die Sicherheit einer langen, gründlichen Schule.

Es wurden Erfrischungen herungereicht, und nun entspann sich in den einzelnen Gruppen ein lebhafter Widerstreit der Meinungen. Die Welf — hie Waiblingen! hieß es, die Gesellschaft schied sich in „Bachianer“ und „Marchandier“. Einzelne waren dreist genug, ihre „schlechten Wize“ und Wortspiele an die Namen der beiden Künstler zu knüpfen.

Man wartete lange, aber sehr seltsamer Weise ließ der französische Künstler Monsieur Marchand doch länger auf sich warten, als es einem Monarchen gegenüber sich geziemt.

„Will er etwa hier das alte Spiel von Versailles wiederholen und den König wie eine Bagatelle zu behandeln sich erreschen?“ sagte der alte Herr von Posern ganz laut, und Herr von Vighum, der immer nach Sr. Majestät hinüberschielte, strich sich verlegen lächelnd den Schnurrbart, der in seiner Hof- und Heldenrolle von großer Bedeutung war.

Endlich riß aber den Anwesenden denn doch die Geduld, und Graf Flemming beorderte einen Diener, sogleich in das Gasthaus des französischen Virtuosen zu eilen und diesem zu sagen, daß man seiner warte.

Athemlos kehrte der Abgesandte zurück und flüsterte dem Herrn Generalfeldmarschall mit leichtem Achselzucken Etwas zu. Flemming begab sich stracks zum König, dieser machte erst recht ein ernstes, nachdenkliches Gesicht, dann aber lachte er laut auf und rief:

„Der Spaß ist aus, meine Verehrten, unser lieber Marchand hat vor dem deutschen Meister Herzengeld gegeben. Bereits heute morgen hat er diese Residenz in aller Stille verlassen.“

„Aha, er hat das musikalische Kanonensieber gekriegt!“ lachte Herr von Pojern. „Bravo für den Meister Bach! Ich habe dieses Ende erwartet.“

Die ganze Gesellschaft gerieth in einen förmlichen Aufruhr. Die Bachianer hatten gesiegt. Johann Sebastian Bach hatte sich nicht allein persönlich mit neuem Ruhm geschmückt, sondern auch der deutschen Kunst überhaupt einen großen Triumph verschafft. Er verfiel aber deshalb keinesweges in den aufgeblasenen Uebermuth des Franzosen, sondern sprach sich über dessen sauberes und elegantes Spiel gerade jetzt, in der Stellung des Siegers, sehr günstig aus.

Leider sollte dieses herrliche Abenteuer in Bach's Leben nicht ohne einen recht schönen Abschluß bleiben. Es verstand sich ganz von selbst, daß dem Künstler, der die weite, kostspielige Reise von Weimar nach Dresden unternommen hatte und in seiner nichts weniger als verschwenderisch ausgestatteten Stellung kein Geld zusetzen konnte, eine Entschädigung zutheil werden mußte. König August ließ ihm daher auch ein „Geschenk“ von 100 Louisdor anweisen. Aber was geschah? Die betreffende, zur Ueberlieferung des Geldes bestimmte Persönlichkeit unterschlug die Summe, jedenfalls auf Bach's stolze Zurückhaltung bauend, von welcher nicht zu erwarten war, daß sie das Ausbleiben äußerlicher Anerkennungszeichen an die große Glocke schlagen werde. Bedauerlicher Weise ist der Name dieses Diebes nicht bekannt geworden, um ihn für immer an den Pranger zu stellen.

2. So spielen bei uns die Fuhrleute!

Johann Sebastian Bach hatte nicht nur den Generalbaß und das höchste Maß des „musikalischen Denkens“, sondern auch Wit und Humor in seiner Gewalt. Dafür möge ein Abenteuer sprechen, das sich in der Zeit seines Leipziger Lebens als Kantor der Thomaskirche und Musikdirektor der vier Stadtkirchen abspielte. Er hatte um diese Zeit seinen „Endzweck zur Ehre Gottes“ schon so gut als erreicht, d. h. er hatte in strengem kirchlichen Stile mit hohem schöpferischen Geiste eine ungeheure Anzahl von Oratorien, Passionsmusiken, Kantaten, Motetten und Messen geschrieben.



„So spielen bei uns die Fuhrleute!“

In dieser Periode wurde er, wie dies fast allen weitberühmten Künstlern und Gelehrten zu allen Zeiten geschehen ist, oft von Leuten belästigt, die entweder ihre Neugier befriedigen oder ihrer eigenen Eitelkeit genugsam wollten. Bach's Zeit war aber streng bemessen, er hatte so viele und theilweise so lästige amtliche Pflichten, daß ihm kaum die nöthigen Stunden übrig blieben, um seine Kinder heranzubilden und seinen Schaffensdrang in neuen bezaubernden Kompositionen zu stillen. Nun kamen zu allen Uebeln auch noch aufgeblasene Musikkillettanten, die von der Glorie des Meisters gern ein wenig für das eigene dünnelhafte Haupt gewinnen wollten. So belästigte ihn einst mehrere Tage hinter einander ein Franzose, Namens Teletel, und das war einer der unerträglichsten Leute. Monsieur Teletel hielt sich nicht nur für einen ganz gründlichen Musikkenner, sondern bildete sich auch auf seine Virtuosität als Klavierspieler viel ein; er ließ keinen seiner Besuche bei Sebastian Bach vorüber, ohne sich bei dem Meisters Clavichambalum zu setzen und ihm einen Ehrenschmaus aufzunöthigen, der den wackeren Thomas Kantor jedesmal in Nervosität versetzte.

Sebastian Bach sann auf ein Mittel, um den lästigen endlich auf gute Manier los zu werden. Da schrieb er an den Kantor Krebs in Altenburg und bat ihn um seinen recht baldigen Besuch, damit er ihn von einem „windigen Franzmann“ erlöse. Johann Ludwig Krebs, welchen Johann Sebastian Bach, wie zuvor seinen Vater Tobias Krebs in Weimar, neun volle Jahre in Leipzig in der Musik unterrichtete, und den er ebenso zu einem der vorzüglichsten Orgel- und Klavierspieler seiner Zeit wie zu einem tüchtigen Tonsetzer ausbildete, verdankte seine Stellung den ausgezeichneten Verdiensten seines Meisters und gehörte für immer zu seinen Lieblingen. Bach pflegte einmal von ihm zu sagen: „Ich habe nur einen Krebs in meinem Bache gefangen.“

Der Altenburger Kantor kam an, und nach den ersten liebevollen Begrüßungen nahm ihn Bach in sein trauliches Stübchen neben der Thomaspforte und verabredete mit ihm ganz im Geheimen den Feldzugsplan gegen den gallischen Eindringling.

Am folgenden Tage, als der Franzose sich wieder bei Bach eingestellt und ihn mit seinem Spiel gelangweilt hatte, klopfte es plötzlich an Bach's Thür und auf sein „Herein!“ erschien ein Mann in blauer Blause, großen Stiefeln, Filzhut und Schlafmütze darunter und mit einer mächtigen Peitsche in der Hand — der Fremde sah just aus wie ein Fuhrmann.

„Ah, mein lieber Freund,“ rief ihm Bach entgegen, „das ist prächtig von Ihm, daß Er mich auch wieder einmal besucht; und seh' Er, da findet Er auch gleich Gelegenheit, Sich vor diesem Herrn in Seinem Können zu

produziren. Laß Er doch hören, ob Er in der Zwischenzeit etwas Neues zum Alten gelernt! Doch vorerst muß ich doch die Herren mit einander bekannt machen: dies Herr Teletel aus Frankreich, ein Künstler auf dem Klavier; dies Herr Cancrinus, Virtuose auf der Fuhrmannspeiße, der es aber auch nicht verschmäht, zu seinem Zeitvertreibe und aus Geschmack ein wenig auf dem Klavier zu klümpern. Nun, mein lieber Cancrinus, spiele Er uns doch ein Stücklein vor!"

Der vermeintliche Fuhrmann setzte sich ans Instrument, spielte ein einfaches Präludium, aus dem man nicht im Geringsten auf seine Kunstfertigkeit schließen konnte, führte Anfangs eine einfache Stimme ein, ließ dann eine zweite, dritte hinzutreten, steigerte seinen Vortrag immer mehr zu kunstvollen Zusammensetzungen, thürmte diese allmählich zu einem wahren künstlerischen Prachtgebäude mit tausend der bezauberndsten Einzelheiten, genug, er wurde hinreißend, überwältigend in seinen großartigen Phantasien.

Welch ein seltsamer, ergreifender Kontrast zwischen diesem Meisterpiel und der schlichten Außenseite des Vortragenden, der doch nach seiner angenommenen Redeweise und nach seinen allgemeinen Manieren nur den niederen Volksklassen anzugehören schien, während seine Finger, nach der speziell von Bach angewendeten Vorschrift, eine ganz beispiellose Beweglichkeit, Weichheit und Eleganz bekundeten. Der Franzose war starr vor Erstaunen und Bestürzung. Er sprach kein Wort. Sein Auge wanderte nur immer umstet zwischen dem Fuhrmannskittel und den Fingerbewegungen des Spielenden umher.

Als aber nun der angebliche Fuhrmann endlich aufhörte zu spielen und sich erhob, da trat Bach an den Franzosen heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte in ironischem Tone:

„Sehen Sie, Herr Teletel, so spielen bei uns die Fuhrleute!“

Der beschämte Franzmann empfahl sich gleich darauf und ließ sich nie mehr bei dem Meister sehen.